

Hohenstein-Ernstthalers Tageblatt

Amtsblatt.

Nr. 80

Sonntag, den 8. April 1917

Zweites Blatt

Ostern.

Durch die Bande geht ein Brausen und Wehen,
Schneeglöckchen klingen zum Auferstehen,
An Sträußern schwillt es und Pochen;
Es wegt sich ein stiller Werbedrang,
Und hoch aus den Zweigen der Arnselgefang
Will den schlummernden Frühling wecken.

Das ist der Segen der Osterzeit:
Die Erde wird grün, die Seele wird weit,
Und die Brust will freier sich dehnen:
Schau weichen die Schatten des Winters zurück,
Ein lautes Hoffen auf neues Glück
Sitzt an und suchendes Sehnen.

Ein Sehnen nach leuchtendem, duftigem Blut,
Nach Sonnenschein, Kraft und Schaffenslust,
Nach mitempfindenden Herzen,
Nach einer warmen, getreuen Hand
Und wer auch eines davon nur schied,
Entzünde die Osterkerzen!

Und hast du selbst in Trauer geweint
An schweigenden Gräbern, dir erheimeint
Verheißungsvoll heime ein Zeichen:
Denn die Liebe ward einstens der Tod besiegt,
Die Fahne des Auferstandenen fliegt
Zum Trost über Gräber und Leichen.

Ostergruß

an Deutschlands Krieger.

Von D. Otto Everling.*

Das war ein wunderbar Krieg,
Da Tod und Leben rungen!
Das Leben, das behielt den Sieg
Und hat den Tod bezwungen.
Die Schrift hat uns verkündet das,
Wie ein Tod den andern fraß,
Ein Spott nur dem Tod ist worden.
Halleluja!

So singt der deutsche Held, der vor vier
und zwanzig Jahren seine Hammerschläge auf
den Boden der deutschen Erde erklingen ließ,
so singt Dr. Martin Luther vom Osterglauben.

Daß diese Osterüberwacht unserer Krieger
gute Wehr und Waffen werden, das ist unser
Osterwunsch.

Selbstflamme Entzündung und heiliger
Zorn wider die Feinde ging in den letzten
Monaten durch unseres Volkes Seele, in den
Ostertagen werden sie zu heißem Dank
und tiefem Gebet für unsere Krieger werden. Un-
deutschland schaut in opferbereitem Dulden und
überkühnigen Hoffen auf seine Volkswehr:
Sei euch, ihr tapferen Retter in Not, die ihr

* (Aus: „Deutsche Ode 1917“ Verlag des Gesamt-
deutschen Bundes, Berlin S. 36.)

einen starken Wall wider alle Zerföhrungswut
der Feinde um die geliebte Heimat baut. Heil
euch, ihr kühnen Mannen zur See, die ihr den
Genterschnecken des Hungers das grausame
Handwerk legt. Euer Schwert rettet des Va-
terlandes Zukunft, euer Boot trägt Deutsch-
land und sein Glück!

Daran denkt in aller Mühsal, Gefahr und
Not, die euch der furchtbare Kampf der Ge-
schichte auferlegt.

Ihr könnt nicht daheim sein, wenn die
Osterglocken läuten und eure Frauen und
Kinder durch den neuen Frühling sehnlich
wandern, aber ihr dürft dabei sein, wenn sich
die gewaltigsten Menschheitsgeschicke erfüllen.
Denkt heim am Ostertage, aber nicht nur mit
der weichen Liebe, die im deutschen Gemüte so
tiefe schmerzliche Sehnsucht weckt, auch mit
dem trutzigen männlichen Stolz, der in Deutsch-
lands größter Schicksalsstunde für Weib und
Kind, Vater und Mutter, Heim und Haus
die schirmende Waffe tragen muß. Hofft auf
die kommenden Ostertage, da ihr in schönen
Feiertagen Allen und Jungen, dem Weibe
zur Seite und dem Kind auf dem Schoße von
dem großen Kriege und den überstandenen
Kämpfen und Schreden erzählen könnt, und
laßt euch in diesen ersten Kriegstagen im
umgewissenen Vagen der schweren Gegenwart mit
dem gewissen Osterglauben stärken, der über
Zeit und Leid hinwegführt zur Ewigkeit.

Ihr Handelnden draußen, ihr seid in
aller Not und Gefahr doch vielfach besser dar-
an als wir Grübelnden daheim. Euer Leben
hat bei aller Eintönigkeit mancher Wochen ein
großes Inhalt. Jeder Krieger ist ein
Stück der sittlichen Kraft, die unser Vaterland
vor der Vernichtung rettet. Wer aber die
Karfreitagnacht des Todes nicht scheut, um
seinem Volk den Ostertag eines neuen Lebens
zu schenken, der versteht jenen „wunderlichen
Krieg, da Tod und Leben rungen“, der ahnt,
was das Soldatenlied bedeutet:

Und sehet ihr nicht euer Leben ein,
nie wird das Leben gewonnen sein!
Aus dem Verständnis aber erwacht die
feine Osterüberwacht:

„Das Leben, das behielt den Sieg,
es hat den Tod bezwungen.“

In solchen Osterglauben wollen wir ein-
ander grüßen und miteinander die dritte Oster-
feier im Weltkriege begehen. Das wird unsere
Kraft verdoppeln, unsern Siegesmut stärken,
bis der Tag kommt, wo wir die Feinde zum
Frieden zwingen.

Dann werden wir sein wie die Träumen-
den. Mit dem Eichenkranz werden wir euch
kränzen, mit Blumen werden deutsche Frauen
und Mädchen euch schmücken, mit Liedern wer-
den deutsche Kinder euch entgegenjubeln. Und
wie nach dem dunklen Karfreitag den Oster-
morgen, so werden wir nach des Krieges
Schreden den Sieg und Frieden unter Glocken-
geläut und Orgelton mit dem Liede preisen:

Wach auf mein Herz, die Nacht ist hin,
die Sonn' ist aufgegangen!

„Die 6. Kriegaanleihe muß und
wird den Beweis erbringen, daß das
deutsche Volk im Vollbewußtsein sei-
ner gerechten Sache den Willen und
die Kraft zum endgültigen Siege hat
und sich niemals englischer Herrsch-
sucht beugen wird.“

Gr. H. Du., 21. März 1917.

von Hindenburg,
Generalfeldmarschall.

„Ich vertraue fest, daß das deutsche
Volk seine Stunde versteht.“

Am Geburtstag des Großen Kaisers.
Ludendorff.

Unter dem Sachsenbanner. Ein brennender Munitionskapell.

So gut auch die Batterie verborgen war, sie
wurde doch eines Tages durch die zahlreichen feind-
lichen Flieger und Fesselballons, die unsere Feuer-
stellung zum Teil einsehen konnten, erkannt. Nun
überraschte uns der Feind täglich durch Feuerüber-
fälle von nie erlebter Heftigkeit aus Geschütz aller
Kaliber. Am 6. Juli 1916 nachmittags wurde
während eines solchen Feuers ein Munitionskapell
von einer schweren Granate getroffen. Die Geschos-
körbe gerieten in Brand, Geschossladungen explodierten und
vernichteten einen Teil der Munitionskapell-
Splinter beschädigten Schutzstände und Geschützräder.
Am nächsten Nachmittag, als die gesamte Mann-
schaft während eines gleichartigen Feuerüberfalls in
die nahen Unterstände zurückgezogen war, lenkte ein
unglücklicher Zufall abermals ein feindliches schwe-
res Geschos in einen größeren Munitionskapell und
bald schlugen die Flammen aus ihm empor. So-
fort begann der Feind, die durch die schwarze Rauch-
wolke wahrnehmbar gemachte Stelle unter hefti-
gem Feuer zu nehmen. Jeden Augenblick konnte
durch die einschlagenden Granaten die ganze Munition
in die Luft fliegen. Da sprang der Einjährige-Unter-
offizier B a r r i s aus H o h e n s t e i n - E r n s t t h a l
unter Deckung heraus und begann die brennenden Geschos-
körbe mit Erde zu bewerfen. Ohne Besinnen folg-
ten dem Tapferen Unteroffizier Hofffeld aus Dres-
den, sowie die Kanoniere Schwarz aus Leipzig
und Merkel aus Eilan bei Mittweida. In heißer
Arbeit gelang es, die Flammen zu ersticken und den
Brand noch rechtzeitig zu löschen. Durch diese muti-
ge Tat wurde die Batterie vor schwerem Schaden
erwahrt.

Sächsischer Fliegerbriefe.

(Der) Einer unserer besten Flieger, der
sächsische Hauptmann und Führer einer Feld-
flieger-Abteilung Kurt Müller aus Sa-

menz in Sachsen, ist im Oktober 1915 auf dem
Balkan tödlich abgestürzt. Während des Krie-
ges hat er als erster einen Nachtflug glücklich
ausgeführt und unternahm Flüge nach Dün-
kirchen und über Verdun. Anfangs März 1915
wurde er nach Allenstein veretzt; von dort
Flüge nach Ostrolenka und Warschau. Dann
kam er nach Krakau zum Armeekommando
Madenen, später zum österreichischen Korps
und hier nahm er teil an den Kämpfen bei
Brest-Litovsk. Seit August 1915 wieder bei
Madenen in Südungarn. Von Jászoly bei
Bersek aus machte er Flüge nach der rumä-
nischen Grenze. Am 8. Oktober 1915 ist er
nach Sofia geflogen, hat von da Flüge nach
Küffendil, Nisch, Uesküb unternommen. Beim
Rückflug von Sofia nach Temesvar, um wich-
tige militärische Dokumente des bulgarischen
Generalstabes dem Hauptquartier von Maden-
en zu überbringen, ist Hauptmann Müller am
15. Oktober 1915 infolge heftigen Wirbelstur-
mes (Kollonova) bei Reschabana (Reschaja) in
Südungarn tödlich abgestürzt.

Müller befand neben anderen hohen Aus-
zeichnungen auch den Militär-St. Heinrichs-
orden; der ihm für einen hervorragenden, mit
glänzendem Erfolge ausgeführten nachlichen
Erkundungsflug verliehen worden war.

Folgende Briefe des geallierten
Fliegerhelden sind von seinem Schwa-
ger dem „Sachsenbanner“ zur Verfügung ge-
stellt worden:

11. 1. 1915.

Wir haben gestern hier wieder eine feine
Fliegerlache gemacht. Wir sind etwa 15 Flug-
zeuge nach Dünkirchen geflogen und haben 120
große Bomben hineingeworfen. In allen Ecken
und Enden der Stadt trafte es; wir mußten
einen furchtbaren Schaden angerichtet haben.
Ich habe, glaub' ich, mit Bonde (seinem Flug-
zeugführer an der Westfront) einen ganzen
Eisenbahnzug in Brand gesetzt. Und aus der
Stadt schossen 4 Batterien, Küstengeschütze und
Ballonabwehrkanonen auf uns, daß man nur
immer zu tun hatte, zwischen den einzelnen
Sprengpunkten durchzuweichen. Gott sei Dank
haben sie aber keinen von uns heruntergeholt.

22. 1. 1915.

Wir haben heute wieder einen Flug im
Gleichwader nach Dünkirchen gemacht. Bonde
und ich flogen mit noch etwa 15 anderen Ap-
paraten los. Wir hatten 14 Spreng- und
Brandbomben an Bord. Ueber Dünkirchen tra-
ren wir 1600 bis 1700 Meter hoch. Bonde
und ich gaben uns gerade die größte Mühe,
unsere Bomben in einen feindlichen Flughafen
und in die vier Gasometer der Gasanstalt
hinabzuwerfen, als ich plötzlich vielleicht 50
Meter hinter uns ein Flugzeug sehe. Ich werfe
meine letzten Bomben in die Stadt hinein,
sehe wieder auf und erkenne auf einmal, daß
der Flieger ein feindlicher ist. Er ist uns
jetzt schon auf 10 Meter nahe. Ich hole mein
Repetiergewehr heraus und will schießen. Es
geht nicht. Ich bekomme die Sicherung nicht
auf: die Finger sind völlig verklommen. Ich
schlage mir die Finger wund, es nützt nichts.
Das feindliche Flugzeug ist neben, über uns,
daß sich die Tragflächen fast berühren. Der

Das Haus des Sonderlings.

Kriminalroman von Erich Ehenstein.

(Nachdruck verboten.)

Beispiellosen Beifall folgte diesem letzten
Bild. Da belle Adisane verbeugt sich zwei-
mal schüchtern — fast lüchlich, mit einem ver-
legenen, kindischen Lächeln und verschwand.
Kein Klatschen oder Rufen brachte sie noch
einmal vor das Publikum.

„Eingig! Großartig! Himmlich!“ riefen
die Damen entzückt und viele Herren stimmten
ihnen bei. Nur der weitgereifte Herr, der
sich Wasmut und Karsten angeschlossen hatte,
sagte ärgerlich: „Eine Enttäuschung das
Ganze! Man kommt in der Erwartung, eine
Perle oder wenigstens eine Salome Lewun-
derna zu können und findet eine bis unter das
Kinn verummte Bestalin vor!“

Wasmut streifte ihn nur mit einem stum-
men Blick mitleidiger Geringschätzung.

Was es möglich, daß jemand so unfähig
war, dieses Hoge, Keine zu begreifen?
Nein, diese belle Adisane konnte unmög-
lich die leichtsinnige Kitzel sein, die man bis-
her nach Dr. Herringers Bericht über ihre
Ehe mit Torwesten in ihr vermuten mußte.

Das mußte damals in London mit der
Lernung anders zugegangen sein. Gewiß
war sie es gewesen, die Torwesten den
paß gab, nachdem sie erkannte, daß er

nicht würdig war. Dieses Wesen und
Artisten als Liebhaber — unmöglich!

Während er dies dachte, folgte er mecha-
nisch seinen Begleitern zum Ausgang, denn
viele, die nur gekommen waren, die Trau-
mätzerin zu sehen, verließen jetzt vor
Beginn der nächsten Nummer den Saal.

Plötzlich hörte Wasmut hinter sich eine
weibliche Stimme halblaut sagen:

„Ja — sie ist viel, viel gefährlicher, als
ich dachte! Fast wird mir bange.“

Er fuhr herum und starrte in ein schönes
Mädchensicht, von schwarzem Haar umrahmt
mit seelenvollen blauen Augen, die jetzt den
Ausdruck schwerer Bestimmtheit trugen.

Neben ihr stand ein alter Herr mit wei-
ßem Schnurrbart und ebenso schneeweißem
Haar, der dem Untersuchungsrichter irgend-
was bekannt vorkam, obwohl er sich nicht be-
sinnen konnte, ihn je zuvor gesehen zu haben.

Was sollten die seltsamen Worte bedeuten?
Sie konnten sich doch nur auf die Tänzerin
beziehen. Aber dann mußte die junge Dame,
die sie gesprochen hatte, in ihr etwas ganz an-
deres gesehen haben, als nur die Künstlerin.

Bezog sich das gefährlich sein auf die
Schönheit der Adisane? Handelte es sich um
weibliche Eifersucht?

Wasmut empfand plötzlich einen bren-
nenden Drang, die beiden, die hinter ihm ein-
gekehrt standen, nicht mehr aus den Augen zu
verlieren, sondern womöglich zu erfahren, wer
sie waren. Vielleicht wußten sie Dinge aus

dem Privatleben der Tänzerin, die auch ihm
wichtig werden konnten.

Er richtete es also so ein, daß er beim
Verlassen des Gebäudes hinter ihnen gehen
konnte. Aber da wandte sich eine der Damen
seiner Gesellschaft mit einer Frage an ihn,
und während er Antwort gab, entstand in ih-
rer nächsten Nähe ein Gedränge. Ein Taschen-
dieb hatte versucht, einer Dame die Börse zu
stehlen und wurde von einem der Geheimagen-
ten des Sicherheitsdienstes verhaftet.

Als Dr. Wasmut wieder freien Ausblick
hatte, war das junge Mädchen mit dem alten
Herrn verschwunden, und er konnte sie trotz
allen Suchens nicht mehr finden.

Beide mußten den Kaisergarten unmittelbar
nach dem Auftreten der Traumtänzerin verlas-
sen haben.

Inzwischen gingen die beiden, die der
Untersuchungsrichter vergeblich im Kaisergarten
suchte, hinum die Ausstellungsstraße entlang
gegen den Praterstern.

Es war Feidy Siebert, die Silas Hem-
pel gebeten hatte, sie in den Kaisergarten zu
begleiten, weil sie Torwestens Frau unbedin-
gungs sehen müsse, ehe sie weitere Entschlüsse
fasse.

„Nun, Sie scheinen ja ganz kleinmütig,
Fräulein Feidy“, sagte der Detektiv endlich.
„Hat Sie die belle Adisane etwa so sehr be-
zaubert, daß Sie gar kein Wort sprechen kön-
nen?“

„Bezaubert? Nein! Ich weiß ja, was
hinter dieser Maske steckt. Und doch — wenn
ich es zufällig nicht wüßte, würde ich wirklich
bezaubert sein und sie sehr beneiden, denn
eine große, große Künstlerin ist sie auf alle
Fälle!“

„Leider! Denn wer auf der Bühne so
virtuos den reinen Engel spielen kann, wird
es auch im Leben verstehen. Reinesfalls darf
man sich wundern, daß sie sogar einen Mann
wie Torwesten täuschte. Ich fürchte, sie bräch-
te es gegebenenfalls noch bei ganz anderen
Leuten zuwege. Haben Sie den Herrn vor
uns bemerkt, der sich, als wir das Olympion
verließen, nach uns umdrehte und Sie so be-
troffen anstarrte — vermutlich weil er Ihre
Worte über die Adisane verstanden hatte?“

„Nein. Ich habe auf niemand geachtet.
Ich war noch ganz wie benommen.“

„Es war Dr. Wasmut, der Ihren lieben
Georg jetzt stiefväterlich als Mörder verfolgen
läßt!“

„O — der?!“

„Ja. Und die schrankenlose Bewunderung
für die schöne Adisane leuchtete ihm aus den
Augen. Ich wette, er denkt mit keinem Ge-
danken mehr an die Möglichkeit, daß sie je ein
Wasserlein trübte. Die holde Unschuld hat
ihn völlig verwirrt, obwohl er sonst durchaus
kein Dummkopf ist.“

„Ja, sie wird alle, alle getäuscht haben und
dieselben Leute, die früher vielleicht noch auf
Georgs Seite waren, weil sie ihn von einer

drüben legt an und schießt eine kleine Granate auf uns. Ich sehe sie aus dem Laufe kommen, kann selber nicht schießen. Aber Gott sei Dank! Dicht unter dem Kumpfe unseres Apparates geht das Geschöb vorbei. Bonde schmeißt die Maschine herum. Aber auch der andere tut das, und nach kaum einer Minute ist er wieder hinter uns. Jetzt habe ich die Finger erwärmt, schieße einen Schuß, Ladehemmung! Nichts mehr kann ich machen. Jetzt sind wir seinen Angriffen rettungslos preisgegeben. Er kommt wieder näher und näher. Nun ist er dicht bei uns, will schießen. Da reißt Bonde die Maschine herum, schlägt einen kleinen Kreis. Jetzt ist er vor uns. Doch schon lenkt auch er wieder um und kommt wieder im Bogen von hinten an uns heran. Er ist schon wieder dicht bei uns, da kommen wir auf einmal in einen Hagel von Geschossen der feindlichen Ballonabwehrkanonen. Sofort lehrt der feindliche Flieger um, — wir weit hinaus aufs Meer. Das war unsre Rettung.

Sofia, 11. Okt. 1915.
Ich bin am 8. d. M. von Werchey in Ungarn über Serbien nach Bulgarien geflogen. Leider kamen wir nicht gleich bis Sofia, sondern mußten vor dem Gebirge eine Zwischenlandung machen. Wir landeten da, wo wir bulgarische Soldaten saßen. Sie kamen gleich zu uns gefahren. Die Offiziere nahmen uns sehr freundlich auf. Am nächsten Morgen flogen wir weiter nach Sofia. Zwischen der rumänischen Grenze gegen Bulgarien, der Donau und Sofia liegt ein hohes Gebirge. Wir mußten immer in den Tälern fliegen, weil die Wölfe auf den Bergen lagen. Um 10 Uhr vormittags erreichten wir Sofia. Hier wurden wir von den bulgarischen Fliegeroffizieren sehr nett empfangen und dann fuhren wir zum deutschen Militärattaché, von dem wir für unseren Aufenthalt und unsere Tätigkeit hier Unterweisungen empfingen. Wir fliegen augenblicklich für den bulgarischen Generalstab. Jetzt habe ich zwei Flugzeuge, ich will aber schließlich meine ganze Abteilung nach Sofia verlegen. Gleichzeitig bin ich auch daran, die gesamte bulgarische Fliegerei für die Zukunft zu gestalten und habe deshalb mit den Generalen fast täglich Besprechungen. Es ist eine interessante Tätigkeit, die ich habe und die mir viel Freude macht. Es ist mir von unendlichem Nutzen, daß ich russisch spreche. Die Bulgaren wundern sich, daß ich so gut russisch kann. Die bulgarischen Soldaten und Offiziere machen einen geradezu staunenswerten glänzenden Eindruck. Die Offiziere sind sehr einfach, mächtige und tüchtige Leute. — Alle Briefe, die abgehen und kommen, müssen etwa 350 Kilometer auf dem Luftwege befördert werden.

Zum Schluß sei folgender Brief des deutschen Militärattachés, Oberleutnant von Massow aus Sofia, mitgeteilt:
Ihr Schwager war ein tapferer Soldat. Er war hierher gekommen, um eine bulgarische Fliegerschule einzurichten, er verstand es vorzüglich, seinen Auftrag einzuleiten und würde hier große Erfolge gehabt haben. Seiner Majestät der König empfing ihn einige Tage vor seinem Tode auf seinem Landsitz bei Sofia und ließ sich eingehend über seine Pläne berichten. Der Kronprinz und die Herren des Gefolges waren zugegen. Sein Tod war eine Schicksalsfügung. Der Umstand, daß das Armeekorpskommando, damals noch in Temesvar, verschiedene Aufklärungen über die Tätigkeit der deutschen Flieger in Sofia verlangte, veranlaßte ihn, selbst dorthin zu fliegen. Sein Flugzeugführer war der bekannte und bewährte Oberleutnant v. Körber. Das Wetter schien in Sofia für den Flug nicht ungünstig. Jenseits des Balkan kamen sie aber in die damals sehr gefährlichen und gefährlichen Wirbelwinde des Donautales. Das wurde ihr Verhängnis. Landleute sahen den Kampf des Flugzeuges in den Lüften, bis es sich unweit Orsova überschlug und zerstückelt wurde. Der Tod dieser beiden Helden muß ein schneller gewesen sein. Der König

war über die Nachricht sehr ergriffen und hat mir oft noch in Worten wärmster Anerkennung von Ihrem Schwager gesprochen! Kriegers Los! Seien Sie versichert, daß die beiden tapferen Kameraden unserem Herzen unvergessen sein werden.

Am Jahrestage des Absturzes wurde für die beiden deutschen Helden an der Unglücksstätte im Waldgebiete Kozinoza ein schlichtes, würdiges Denkmal feierlich eingeweiht. Dort, wo der tapferere sächsische Fliegerhauptmann Müller fern der Heimat ruht, erhebt sich auf hohem Sockel ein großes Eisenkreuz, kündigt ein schlichte Inschrift der Nachwelt seinen Namen und seinen Ruhm.

„Unsere U-Boote werden auch den hartnäckigsten der Gegner, England, niederzwingen. Dies verbürgen die bisherigen Erfolge, der Wagemut und die Ausdauer ihrer tapferen Besatzungen. Trenn steht jeder hinter ihnen mit Herz und Tat und steuere zum Erfolge bei, was er kann.“
Scheer,
Admiral, Chef der Hochseestreitkräfte.

Oesterreich-ungarischer Seeresbericht.

Wien, 5. April. Amtlich wird vrlautbart:

Oesterlicher Kriegsschauplatz.

Außer einigen mit Erfolg ausgeführten Stoßtruppunternehmungen nichts zu melden.

Italienischer Kriegsschauplatz.

Bei klarer Sicht im allgemeinen lebhaftere Artillerie- und Fliegertätigkeit als in den letzten Tagen.

Unsere weittragenden Geschütze beschossen mit guter Wirkung eine feindliche Truppenparade östlich von Cormons.

Italienische Marineflieger warfen auf Naresina und Sistianna Bomben ab. Unsere Ostschalten im Gischal und Arco standen abermals unter Artilleriefeuer. In letzterem Orte wurde die Pfarrkirche schwer beschädigt.

Süddlicher Kriegsschauplatz.

Im Bereiche unserer Truppen keine besonderen Ereignisse.

Wien, 6. April. Amtlich wird vrlautbart:

Oesterlicher Kriegsschauplatz.

Bei der vorgestern gemeldeten Eroberung des Stochob-Brückentopfes Toboly nahmen wir 130 russische Offiziere und über 9500 Mann gefangen. Es wurden 15 Geschütze, etwa 150 Maschinengewehre und Minenwerfer und große Mengen von Kriegsgerät erbeutet.

Gestern vielfach lebhafter Geschützkampf und sehr rege Fliegertätigkeit. An der ostgalizischen Front schob einer unserer Flieger ein feindliches Flugzeug ab. An der Kara-

lowka wurde ein Versuch der Russen, nach einer Minensprengung anzugreifen, im Keime erstickt.

Italienischer und Süddl. Kriegsschauplatz.

Unverändert.

Heimadant.

Anmeldungen werden entgegengenommen in den Geschäftsstellen der hiesigen Tageszeitungen und Banken, sowie auf dem Rathaus, Zimmer Nr. 28, ferner beim Schauspielermeister, Schubertstraße 34.

Kirchliche Nachrichten.

Parochie St. Christophori Gassenkreuz-Gruftthal.

Bom 31. März bis 6. April 1917.

Getraut: Kanonier Johann Georg Wobse und Friede Ella Werner.

Getraut: Max Rudolf, S. des Strumpfw. Richard Emil Hartmann.

Bestaben: Webermeister Karl Friedrich Wille, 65 J. 10 M. 9 T. Anna Helene Franke Ehefrau des Rademachers Alban Franke, 44 J. 4 M. 26 T. Juliane Christiane Oberbach, Witwe des Webermeisters Friedrich Wilhelm Oberbach, 77 J. 11 M. 1 T. Geschirrführer Karl Robert Vohle, 66 J. Christiane Friederike Vogel, Ehefrau des Schneiders August Adolf Vogel, 70 J. 8 M. 1 T. Handelsmann August Julius Freitag, 73 J. 1 M. 8 T. Weber Emil Hermann Kiefer, 69 J. 5 M. 28 T. Exped. ent. Carl Bernhard Kroll, 86 J. 6 M. 28 T.

St. Christoffel-Parochie.

Bom 31. März bis 7. April 1917

Getraut: Louise Charlotte, T. des Fabrikmeisters Hermann Frig. Oberhardt, Johanna Gertrud, T. des Schlossers Karl Emil Böttger, Johannes Karl, S. des Schloßers Emil Hubert Schmidt.

Bestaben: Auguste Pauline verw. Garbe geb. Knepper, 75 J.

St. Marienkirche.

Getraut: Der Präster, Soldat Paul Alfred Junke in Gosenkreuz-Grufthal mit der Handbuhndnerin Ella Frieda Scherbert hier.

Bestaben: Lenchen, T. des Strumpfw. Hermann Selbmann, 4 M. 6 T. Frau Auguste Rosalie Winkler geb. Winkler, 68 J. 6 M. 24 T.

Am 1. Osterfesttag, den 8. April 1917, vormittags 8 Uhr Gottesdienst mit Predigt über Mat. 16, 1—8. Herr: Pfarrer v. Dosty.

Abendmahl: „Ergänzt ihr Stegepalmen“, Lied für dreißigjährigen Kinderchor von Schletterer.

Vormittags halb 11 Uhr Beichte und Feiertagsbesuch. Abendmahl: Herr Pfarrer v. Dosty.

Rachmittags 2 Uhr Kinder Gottesdienst.

Rachmittags 3 Uhr Taufgottesdienst.

Am 2. Osterfesttag, den 9. April 1917, vormittags 8 Uhr Gottesdienst mit Predigt über Luk. 24, 13—35. Herr: Pfarrer v. Dosty.

Rachmittags 2 Uhr Taufgottesdienst.

Abendmahl: „Erleuchten ist der herrlich Tag“, Messen für Verstorbenen gem. Chor von Baumföhner.

Sammlung für die sächsische Hauptbibelgesellschaft. Rachmittags halb 3 Uhr Taufgottesdienst.

Abendmahl: Herr Pfarrer v. Dosty.

St. Marienkirche.

Bom 29. März bis 4. April 1917.

Getraut: Ell Louis Jelinek, S. hier und Anna Olga Gerold in Erlbach.

Getraut: 1. und 1. T.

Bestaben: Max Ludwig Reudhardt, Verginvald hier, aus Ehemann, 48 J. 11 T. Lotgeb T. des Ehemannes Emil Guitlo Boller, Ernestine Wilhelmine Enderlein, ledig, 67 J. 7 M. 16 T. Kurt, S. des H. Otto Moritz Schwalbe, 5 M. 8 M. 3 T. Otto Max, S. des H. Franz Thurnwald, 6 M. 7 T.

Jaugenberg mit Meinsdorf.

Am 1. heil. Osterfesttag, den 8. April, früh halb 9 Uhr Beichte, 9 Uhr Festgottesdienst mit Predigt und anschließender Abendmahlfeier.

Am 2. heil. Osterfesttag, den 9. April, früh 9 Uhr Festgottesdienst mit Predigt.

In beiden Feiertagen Kollekte für die sächsische Hauptbibelgesellschaft.

Donnerstag, den 12. April, keine Festgottesdienste.

Hilf
zum vollen Sieg,
zum ehrenvollen Frieden,
für baldigen Heimkehr unserer Truppen!
Alle Deine Angehörigen, Deine Verwandten,
Deine Nachbarn müssen helfen!

Zeichne
Kriegsanleihe

dann warst auch Du dabei, als die Entscheidung
erzwungen wurde.

Wie bei den Wahlen auf jede Stimme,
so kommt es bei dieser Kriegsanleihe
auf jede Mark an.

Backpulver
reich und sehr triebkräftig.
Pak 13 Pfg.

Oskar Fichtner,
Drogerie u. Oelfarbenfabrik.

frechen, gewissenlosen Person betrogen glauben, werden nun sicher ihre Partei nehmen.“
Sie verfant wieder in Schweigen.
„Und wie steht es nun mit Ihrem Plan?“ fragte der Detektiv nach einer Pause. „Der ist wohl aufgegeben?“
„Nein. Wir haben ja gar keinen andern Weg mehr als sie, nachdem alle andern Spuren der Flüchtigen erloschen scheinen.“
„Warten Sie sich da an Bestimmung und Selbstverleugnung nicht zu viel zu?“
„Ich hoffe nicht. Ein fester Wille vermag ja so viel. Ich werde immer an Georg denken — das wird mir Kraft zu allem verleihen. Und Sie?“
„Ich warte erst die Nachrichten und Bilder ab, die ich mir aus London bestellt habe. Dann werden wir weitersehen.“
„Bilder der Copleys hätten Sie doch auch hier haben können. Im Apollo wurden sie ja verkauft.“
„Die taugen nichts. Einmal beirrt schon das Kostüm, und dann versicherten mir alle, natürlich war das ja von vornherein von den Copleys beabsichtigt. Auch brauche ich ein Bild des Allen und auch Daten über ihn. Aber hier ist unser Straßenbahnwagen. Wir haben bis auf den Ring den gleichen Weg. Steigen wir also ein.“
Im Straßenbahnwagen war es ziemlich leer. Heidy setzte sich an eins der Fenster und Hempel neben sie. Ihnen gegenüber saß nach Amerika ging.

eine torpente Frau mit einem Marktkorb auf dem Schoß.
Als sie die eben Eingestiegenen musterte, rief sie plötzlich freudig erstaunt:
„Ja, das ist ja unser Fräulein Heidy! Mein, wie mich das freut, daß ich Sie einmal wiedersehe!“
„Sie sind in Wien, Frau Göbel?“ fragte Heidy gleichfalls erstaunt. Warum suchten Sie uns denn nicht auf? Mama hätte sich sicher auch sehr gefreut, Sie nach so langer Zeit einmal wiederzusehen!“ Sie wandte sich Hempel zu.
„Frau Göbel war nämlich, als Papa noch lebte und wir alljährlich im Sommer nach Neu-Lengbach hinausogen, unsere Hauswirtin dort. Sie hatte einen wundervollen Gemüsegarten und ihre Erbsen und Radieschen sind uns noch heute in schöner Erinnerung.“
„Die können Sie jetzt wieder bei mir haben, Fräulein Heidy! Damals waren wir ja bloß einfache Bauersleute, und wenn mein Gemüße besser war als anderes, so hatte seinen Grund nur darin, weil ich doch auf derlei versteht. Aber jetzt haben wir eine wirkliche Gärtnerei mit Glashaus und Mistbeeten, da sollen Sie erst mal sehen, was wir zustande bringen!“
„Sie haben eine Gärtnerei? Hier in Wien?“
„Wie ist denn das gekommen?“
„O, ganz einfach. Sie wissen ja, Fräulein, daß der ältere Bruder meines Mannes

„Ich erinnere mich. Er war ein Tüchtling, nicht wahr?“
„Ja. Aber später wurde er ganz brav und ordentlich, und Heimweh hatte er auch, obwohl er davon nie etwas geschrieben hatte. Und das Häuschen in Lengbach, das wissen Sie ja auch, gehörte eigentlich meinem Schwiegervater. Wir führten bloß die Wirtschaft, weil Anton doch fort war und der Alte selbst es nicht mehr konnte. Vom Jahre ist er gestorben — Gott habe ihn selig! Da kam dann der Anton wieder heim, und wie sich schon oft etwas schnell macht — verliebte er sich in die hübsche Mariebl vom Bäcker Glanatsch. Erinnern Sie sich noch an ihn?“
„Natürlich! Der biedere Mann, der immer an Asthma litt!“
„Jawohl. Er lebt trotzdem noch. Und seine Marie ist ein hübsches Mädchen geworden und wurde vor einem Vierteljahr meine Schwägerin. Natürlich übernahm der Anton da das Haus. Wir wurden ausgezahlt und saß zu gleicher Zeit starb mein Vater in sich Klosterneuburg. Da erbe ich auch etwas. So meinte mein Karl, wenn ich wollte, könnten wir uns wohl irgendwo eine eigene Gärtnerei kaufen, denn ich verstand doch die Sache, und er auch ein bißchen, und Freude hätten wir ja beide dazu. Ich war natürlich gleich einverstanden, und so sahen wir uns um. In Erdberg draußen waren mehrere Gärtnereien zum Verkauf ausgeboten. Davon haben wir jetzt eine. Seit drei Wochen erst. Aber ich

sage Ihnen, Sie werden Ihre Freude daran haben, wenn Sie sie ansehen kommen. Sie kommen doch einmal mit der Frau Mama, ja? Wir wollten Sie schon immer einmal darum bitten zu kommen, aber im Anfang gab es halt so viele Arbeit! Wir konnten nie abkommen.“
„Gewiß werden wir Sie einmal besuchen, Frau Göbel!“
„Aber bald, Fräulein, ja? Dann gebe ich Ihnen von den ersten Früherbsen mit und Radieschen, so viel Sie mögen. Heute war ich in Ragran draußen bei einem Verwandten von Karl, der auch eine Gärtnerei hat, Samen holen. Die haben nämlich ganz besondere Sorten Mangold und Schwarzwurzeln — aber Herrgott, du meine Zeit! Jetzt hätte ich mich schier beinahe verplauscht und meine Umsteigestelle verpaßt. Adieu, Fräulein Heidy! Und kommen Sie nur recht, recht bald!“
Sie nahm ihren Korb und hastete eilig dem Ausgang zu, denn der Wagen hielt bereits.
Heidy blickte ihr gerührt nach.
„Sie ist doch eine herrnschöne Frau und immer noch dankbar für die kleinen Gefälligkeiten, die meine Eltern ihr feinerzeit erwiesen haben. Ich muß wirklich bald einmal mit Mama hinaus zu ihr.“
„Wald darauf war der Ring erreicht, wo auch Hempel umsteigen mußte.“

(Fortsetzung folgt.)

Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt

Amtsblatt.

Er erscheint wöchentlich einmal.

Druck und Verlag von J. Auhr Nachf. Dr. Alban Frisch, Hohenstein-Ernstthal.

Das verschwundene Testament.

Roman von Erich Ebenstein.

(16. Fortsetzung.)

Darum sagte sie nun nur leichtthin: „Sie muten mir doch nicht im Ernste zu, daß ich der Hartstein direkt schaden möchte, wenn ich sie auch nicht mag. Was ich sagte, war vertraulich gesagt, und Sie brauchen ihr nur meine Worte gelegentlich zu wiederholen, so wird sie wissen, woran sie ist. Übrigens bin ich bereit, noch rücksichtsvoller zu verfahren, wenn es Ihnen gelingt, Fräulein Hartstein auf andere Weise zur Abreise von Rotholzen zu veranlassen. Ich bin nicht reich, wie Sie wissen; aber sie ist ein ganz armes Mädchen und wird froh sein, wenn sie unverhofft eine Summe zu einer Aussteuer erhält. Deshalb erkläre ich mich eventuell — da es sich um Klaudios Glück handelt — sogar bereit, ihr eine solche Abstandssumme zu zahlen.“

„Wie großmütig!“ fiel Markus, den der Zorn übermannte, ein. „Aber ich sage Ihnen, Komtesse, daß, wenn Fräulein von Hartstein wirklich die Absicht hat, Klaudios Werbung anzunehmen, was ja nur dann geschähe, wenn sie ihn auch liebt — pekuniäre Erwägungen da keinerlei Rolle spielen würden. Ihre „Abstandssumme“ könnte ihr höchstens lächerlich erscheinen! Da sie die Besitzerin eines Vermögens von zweihunderttausend Kronen ist, braucht sie ihr Lebensglück, wie Sie sehen, durchaus nicht von Geldfragen abhängig zu machen. Sie hat auf der einen Seite glänzend zu leben und wäre auf der anderen Seite selbst für einen reichen Mann eine ganz gute Partie.“

„Zweihunderttausend Kronen?“ fragte Edine ungläubig erstaunt. „Das kann doch nicht sein! Wozu wäre sie denn dann Gesellschafterin geworden.“

„Damals wußte sie noch nichts von diesem Reichtum, den ein Freund ihres Vaters verwaltet. Später blieb sie auf Rotholzen, weil sie Ihre Mutter lieb gewonnen hatte und sie die Überzeugung hegte, daß diese gegenwärtig eine treue Seele um sich braucht. Ich habe mit diesen Mitteilungen jetzt zwar gegen Fräulein Hartsteins Intentionen gehandelt, aber es schien mir denn doch notwendig. Und damit, Komtesse, ist Ihr Auftrag wohl von selbst erledigt.“

Er zog sehr förmlich den Hut, verbeugte sich und trat zurück. Der Parkausgang lag vor ihnen, und Edines Wagen wartete bereits.

Edine fuhr stumm in sich versunken heim. Sie hatte das deutliche Gefühl einer erlittenen Niederlage auf allen Linien. Weder bei Klaudio noch seinem Freunde war sie ihrem Ziel nennenswert näher gekommen.

Dazwischen dachte sie mehrmals in einer an Reid grenzenden Bewunderung: „Zweihunderttausend Kronen! Wer hätte das gedacht? Was für ein Gesicht wird Valentini machen!“

18. Kapitel.

Ritty und Klaudio saßen bei der Gräfin und plauderten. Zum erstenmal war es kein gezwungenes Gespräch, das man führte.

Klaudio, der bisher keinerlei Interesse für die Rotholzener Angelegenheiten gezeigt hatte, erkundigte sich heute lebhaft nach diesem und jenem, fragte nach verschiedenen

Neuerungen, die ihm da und dort aufgefallen waren, und sprach zuletzt den Wunsch aus, nächstens einmal mit der Mutter nach dem Meierhof zu gehen, um Brandel's Wirtschaft dort in Augenschein zu nehmen.

Die Gräfin strahlte vor innerer Glückseligkeit. So viel und so freundlich hatte er ja überhaupt noch nie mit ihr gesprochen!

Aber Klaudio war plötzlich eine merkwürdige Ruhe gekommen.

Jetzt, wo die Mutter, durch sein Benehmen veranlaßt, zum erstenmal so unbefangen mit ihm sprach und er ihren offenen Blick auf sich ruhen fühlte, kam ihm sein Verdacht plötzlich ganz unsinnig vor.

Aber er sah nun auch, was er bisher gekümmert unbeachtet gelassen hatte: die tiefen schmerzlichen Linien, die in ihrem Gesicht lagen, den gramvollen Blick, der selbst jetzt, wo sie sichtlich froh bewegt war, nicht ganz verschwand.

War er nicht mitschuldig daran? Wenn er um eines Phantoms willen vor ihr geflohen wäre — konnte er dies dann je wieder gut machen?

„Mein ganzes Leben würde kaum ausreichen dazu“, sagte er im stillen beunruhigt.

Ritty erhob sich nun, um Abschied zu nehmen, da es auf Mittag ging und sie nach Primavera zurück mußte.

„Gegen Abend komme ich mit Papa wieder“, sagte sie fröhlich, „und dann bitten wir um unsere gewohnte Tasse Tee.“

Sie küßte Mamachen die Hand und nickte Klaudio glücklich zu. Dann ging sie.

Beide blickten ihr stumm nach.

„Mein guter Engel“, dachte Klaudio warm und hot seiner Mutter den Arm. Auch das geschah heute zum erstenmal und die Gräfin nahm ihn an und errötete wie ein junges Mädchen.

Die Wamsfell, welche gerade in der Halle stand, riß die Augen weit auf, als sie die beiden so daherkommen sah.

„Wollen wir gleich ins Eszimmer gehen?“ fragte Klaudio seine Mutter.

„Nein — ich möchte — wenn es dir recht ist, vorher noch einen Augenblick in die Kapelle eintreten“, antwortete sie befangen und blickte ihn fragend an. Klaudio verstand sofort.

„Ja“, sagte er bewegt, „gehen wir!“

Sie traten in den kühlen, vornehm gehaltenen Raum, wo das Sonnenlicht jetzt durch farbige Glasmalereien gedämpft einfiel.

Passionsbilder und Statuen schmückten die Wände. Vor dem Altar, den ein prachtvolles Madonnenbild von Rembrandt schmückte, brannte in silberner Anspel das ewige Licht. Seitwärts davon stand eine mit Teppichen belegte Kniebank, auf die sich die Gräfin niederließ.

Klaudio blieb neben ihr stehen.

Die feierliche Stille ringsum, der Wunsch seiner Mutter, diese Stunde, da er ihr zum erstenmal ohne heimliches Widerstreben näher getreten war, durch einen

(Nachdruck verboten.)

Befuch der Kapelle gleichsam zu heiligen, erzeugte in Claudio eine weihenolle Stimmung.

Je länger er darüber nachdachte, desto unmöglicher schien es ihm, daß sie ihn heute gerade hierher geführt hätte, wenn sie damals vor Jahren die Kapelle dazu benützt haben würde, um sich nach vollbrachtem Mord heimlich wieder ins Haus zu schleichen.

Nein, es mußte doch alles anders zusammenhängen! Vielleicht hatte sich Mergenthin getäuscht, als er glaubte, eine Frau in den Pavillon gehen zu sehen.

Die Gräfin hatte ihre Andacht beendet, erhob sich und verließ an der Seite des Sohnes den Raum.

Oben am Eingang zu ihren Gemächern angelangt, sagte sie verlegen: „Du wirst es vielleicht kindisch gefunden haben, Claudio, daß ich dich vorhin hat, mit mir in die Kapelle zu gehen. Aber ich habe dort so viel Jammer und Qualen niedergelegt vor dem Altar, daß es mich nun drängte, auch einmal ein Dankgebet hinzubringen.“

Er drückte gerührt ihre Hand.
„Nein, Mutter, es kommt mir gar nicht kindisch vor, denn dein Wunsch entsprach auch meiner Stimmung. Wir haben noch Zeit bis zu Tisch . . . darf ich ein wenig bei dir eintreten?“

„Ja — wie kannst du fragen um etwas, was mich so glücklich macht!“ sagte sie mit aufleuchtendem Blick. Sie traten ein. Die Gräfin wies lächelnd auf zwei gepolsterte Sitze, welche die Ecke einer Fensternische ausfüllten.

„Wir wollen uns hierher setzen. Die Aussicht in den Park ist da so hübsch — sieh nur, bis an den Weiber kann man sehen!“

Statt zu antworten oder sich zu setzen, griff Claudio, einem plötzlichen Impuls folgend, nach ihrer Hand und sah ihr beschwörend in die Augen.

„Mutter“, stammelte er, „darf — ich eine Frage an dich richten?“

Die Gräfin erblaßte. Dann sagte sie tiefaufatmend: „Ja — frage! Wahrscheinlich willst du wissen, warum ich deinen Vater verließ?“

„Nein. Diese Frage habe ich mir längst selbst beantwortet. Du gingst wohl von ihm, weil deine Selbstachtung es forderte, als du erkanntest, daß er eine andere liebte. So war es, nicht wahr?“

„Ja. So — war es!“ wiederholte die Gräfin erschüttert. „Aber ich begreife nicht, woher du dies weißt. Flora Fischleben wird es dir wohl kaum gegeben haben?“

„Nein. Ich fragte sie auch nicht darum. Es wurde mir allmählich selbst klar, als ich nachdenken gelernt hatte. Kinder, deren Eltern getrennt leben, lernen sehr früh nachdenken . . . denn sie fühlen, auch wenn es ihnen niemand sagt, sehr bald den Hauch unklarer Geheimnisse, die sie unwittern. Ich habe darum auch begriffen, daß mir Fischau keine Heimat mehr sein konnte, und warum du dich weigertest, uns das Lutraische Vermögen zu geben, solange wir nicht ganz und gar mit . . . Fischau gebrochen haben. Edine ahnt nichts von diesen Erkenntnissen, die ich mir selbst errungen habe. Solange sie noch so ganz im Damm Flora Fischlebens steht, wäre es auch zwecklos, sie aufklären zu wollen. Edine ist eine ganz andere Natur als ich und man darf nicht vergessen, daß sie nur in Fischau erzogen wurde. Sie sah immer nur ein Vorbild, lernte nur diese eine Welt kennen und bewegte sich ausschließlich in deren Gedankentkreis. Sie liebt also, was man dort liebt und haßt, was man ihr als hassenswert dargestellt hat. Der Schein ist ja gegen dich — Mutter, das kannst du nicht leugnen! Man wird nur schwer begreifen, warum du uns, deine Kinder, freiwillig in den Händen einer Frau ließe, die dir nur noch Hab und Verachtung einflößen konnte!“

„Freiwillig? Oh, Claudio — kannst du das wirklich glauben?“

„Niemand konnte dich dazu zwingen. Das Gesetz wäre unbedingt auf deiner Seite gewesen!“

„Das Gesetz!“ rief die Gräfin bitter. „Sollte ich es anrufen, indem ich die Verirrung deines Vaters der Welt preisgab? Und doch — ja — ich gestehe es dir — war ich hundertmal nahe, es zu tun. Aber man machte mir klar, daß dies nur auf dem Wege einer Scheidung ginge. Damit wäre der größte Teil eures einstigen

Erbes in die Hände deines Vaters gekommen, der frei darüber verfügen konnte. Und hinter ihm stand diejenige, die es nur auf dieses Vermögen abgesehen hatte. Das eben war ja ihr Plan: Scheidung. Dann wäre der schwache Mann ganz in ihrer Macht gewesen und seine Kinder wären zu Bettlern gemacht worden. Aus diesem Grunde willigte ich nicht ein in die Scheidung, weil, solange diese nicht stattgefunden hatte, unser Ehevertrug in Kraft blieb, mit Hilfe dessen ich wenigstens euer Eigentum schützen konnte. Außerdem hielt man mich mit Versprechungen hin. Du warst damals zehn Jahre alt. Man machte mir begreiflich, daß du nun ohnehin aus Erziehungsgründen vom Elternhaus fort und ins Theresianum müßtest. Man vertröstete mich auf später . . . immer, immer . . . Jahre hindurch! Dein Vater, obwohl im Herzen längst wieder auf meiner Seite, war zu schwach, Widerstand zu leisten, Flora aber glaubte, in euch sichere Pfänder zu besitzen, in Zukunft doch noch — sich der Lutraischen Millionen zu bemächtigen. Darum entfremdete sie euch mir systematisch und fesselte euch mit schmeicheleischer Bärtlichkeit immer fester an sich, bis ihr selbst nichts mehr wissen wolltet von mir. Erinnerst du dich nicht, wie oft ich euch beschwor, nach Rotholz zu kommen, das doch eure wahre und einzige Heimat war? Schreiend und weinend, solange ihr Kinder waret, stumm und feindlich als erwachsene Menschen — sträubtet ihr euch dagegen.“ — „Ja. Aber . . .“

„Selbst als Mann noch. Claudio, nachdem du, wie du selbst vorhin sagtest, die Gründe meiner Handlung bereits erraten hattest, flohst du vor mir hinaus in die Welt wie vor deiner ärgsten Feindin.“

Die Stimme der Gräfin klang weder vorwurfsvoll noch anklagend. Aber gerade darum schnitt ihr tiefer Schmerz in Claudios Herz.

Er richtete die dunklen, schwermütigen Augen unsicher auf die Mutter.

„Warum? Weil das, was noch erklärlich und entschuldbar schien, solange unser Vater lebte, unbegreiflich wurde nach seinem Tode. Damals hättest du nur dein gesetzliches Recht geltend zu machen gebraucht und man hätte dir ohne weitere Erklärungen dazu verheissen müssen. Warum hast du es nicht getan, Mutter? Du warst in Fischau damals — ich erinnere mich noch genau. Es waren gerade Ferien. Man rief mich, den Dreizehnjährigen und Edine, die kaum sieben Jahre zählte, vom Spiel weg in Tante Floras Boudoir, wo du dich mit ihr befandest. Ihr waret beide sehr blaß und erregt . . .“

„Ja und dann legte euch Flora die Frage vor, ob ihr mit mir gehen wolltet“, unterbrach ihn die Gräfin bitter. „Ihr sagtet beide — nein! Flora umarmte euch jubelnd, triumphierend . . . oh Claudio, warum mahnst du mich an diese Stunde, die vielleicht die furchtbarste war auf meinem Leidensweg.“

„Warum? Ich frage dich noch einmal, warum? Mühte es so kommen? Legt man eine so folgenschwere Entscheidung denn wirklich in die Hände unvermündlicher Kinder? Tante Flora hatte nicht das mindeste Recht auf uns!“

„Recht — nein! Aber diese Entscheidung war ja alles, was ich ihr überhaupt abringen konnte! „Frage die Kinder“, antwortete sie mir hartnäckig auf alle meine Bitten, „was sie entscheiden, soll geschehen!“ Oh, sie wußte ja nur zu gut, wie ihr entscheiden würdet!“

„Bitten? Warum hatest du, wo du nur zu fordern brauchtest? Warum wandtest du dich damals einfach stumm ab und gabst dich zufrieden mit dieser Entscheidung?“

Die Gräfin war sehr blaß geworden. Ihr Atem ging schwer. Ihr Blick senkte sich langsam und schmerz erfüllt vor Claudios leidenschaftlich fragenden Augen.

„Darauf muß ich dir die Antwort verweigern“, sagte sie endlich dumpf.

Claudio sprang auf und starrte sie minutenlang in stummer Bestürzung an.

„Mutter!“ stammelte er dann angstvoll. „Habe ich dich recht verstanden — es gibt also selbst jetzt noch . . . ein Geheimnis zwischen uns . . . das du mir nicht sagen kannst?“

(Fortsetzung folgt.)

Jochum.

Von Friedrich Wendel.

(Nachdruck verboten.)

Als Jochum zum erstenmal in dem kleinen nieder-sächsischen Dorf, das fortan seine Heimat werden sollte, erschien, fielen sämtliche Dorfkötter mit wütendem Getöse über ihn her. Jochum kehrte sich wenig daran, nur ein paar mal, als die Sudringlichen gar zu frech wurden, setzte er sich zur Wehr, um darauf, den Kopf nachdenklich gesenkt, seinen Weg weiterzutrotten. Ab und zu rieb er zärtlich leise seine Schnauze an den Knien seines Begleiters.

Jochum war nämlich ein Hund. Schön war er nicht, sein struppiges Fell, seine breiten Füße, seine unbestimmbare Rasse hatten ihm in der belgischen Heimat vor den zierlichen, eleganten Wachtelhündchen den Vorzug nicht gegeben. Aber sie hatten zu Hause immer schon gesagt, er sähe „deutsch“ aus. Und wenn das gesagt wurde, setzte es regelmäßig Prügel.

Die belgischen Bauern hatten mehrere marschranke deutsche Soldaten, die in dem Dorfe zurückgelassen worden waren, erstochen. Jochum hatte nichts Gutes geahnt, und wenn er, der Vielverachtete und Verfolgte, sich sonst am liebsten verkroch, und allen Lärmzügen aus dem Weg ging, so hielt er es diesmal doch für seine Pflicht, durch warnendes Bellen die Rasenden auf die furchtbaren Folgen ihrer Mordtat aufmerksam zu machen. Da kam er aber schön an. Die betrunkenen Bauern brachen in ein wüthes Gelächter aus, und ehe Jochum es sich versah, war er von einem Ring von Männern umgeben, deren jeder eine Mistgabel oder einen Knüttel in der Hand hatte. Sie machten sich nun das Vergnügen, ihn im Kreise herumzuheben. „Sieht er nicht aus wie ein Deutscher“, schrie einer, „sieht nur den Schnauzbart, sieht nur, wie nachdenklich er schauen kann, sieht nur die blöden Augen, die das Nasvieh machen kann!“ Und unter Gejohle peitschte und schlug man auf ihn ein. Sein jämmerliches Seulen half ihm nichts, es erheiterte nur seine Beiniger, die, völlig entmenscht, die Dregie ihrer dunklen Instinkte voll austoben lassen wollten. Die wollten Blut und Qual, und da sie die erschlagenen Soldaten nicht mehr peinigen konnten, quälten sie die wehrlose Kreatur.

Jochum war blutüberströmt, sein linkes Hinterbein schien ihm zu Drei zer schlagen, und er hatte sich niedergedrückt, um den letzten, erlösenden Schlag zu erwarten, da ging etwas vor, was ihm schier den Atem verfeuerte. — Es knallte. Kolben schlugen krachend in Bauernschädel. Brüllendes Geschrei und wüste Menschenknäuel.

Daß er nicht totgetreten wurde, wunderte Jochum jetzt noch. Und wenige Minuten später standen nur noch deutsche Soldaten auf dem Platz, leuchtend, fluchend, zornig lachend. Infames Franktireurpack! Aber wenn fest zugegriffen wurde, verschwand es. Was da hinten am Nachthimmel glühte, war der Brand von Löwen.

Ein blonder deutscher Riese beugte sich über den um Gnade winselnden Jochum, und Jochum hörte zum erstenmal fremde, unverständliche Worte: „So 'n Swin-Volk, so 'n verdammtes! Dat arme Weib so to slahn! Dat is jo slimmer as Mürders! Kumm her, arme Kötter, id' dau di niz, hew man kein Angst, kumm, id' war oof for di sorgen!“ Und eine ungefüge, aber zärtliche Hand streichelte Jochums Kopf.

Jochum durchfuhr ein freudiger Schreck, die Schmerzen waren mit einemmal gar nicht so schlimm, und er wedelte ganz vergnügt mit dem Schweif. Herrjeß, das waren ja Deutsche! Jochum faßte Zutrauen zu den Barbaren, denn wenn er, vorläufig noch furchtsam, sich umschaute, — es waren gute, mitleidige Augen, die auf ihn herniedersehen.

Sie sorgten für ihn. Sie gaben ihm zu fressen, sie legten auch einen Verband um sein arg geschundenes Bein. Und sein Retter erklärte sich zu seinem neuen Herrn. Jochum wußte nicht, wie ihm geschah; er durfte bei ihm sitzen, der neue Herr sprach mit ihm, der neue Herr nahm ihn mit, als es weiterging. Jochum brauchte nicht im Dorf zu bleiben, das die Hölle für ihn bedeutete. Er bekam den neuen Namen, auf den er sehr stolz war. Auf dem Marsch lief er unter dem letzten Munitionswagen mit, oben drauf saß der neue Herr, den die Kameraden Hein Klas nannten. Die ganze Batterie freute sich über den Hund, Jochum wurde der Batterie-

hund, Jochum wurde behandelt wie ein Lieblingshund. Wenn er sich doch hätte so recht dankbar erweisen können! Sein neuer Herr sagte zwar, er sei es tatsächlich und er habe es durch die Tat bewiesen, damals bei der Geschichte in Doucy-le-Chateau. Aber was war denn das gewesen? Der neue Herr und noch ein paar Soldaten hatten im Wirtschaftsgebäude des Schlosses im Quartier gelegen: des nachts, als alles schlief, waren belgische Männer durchs Fenster eingestiegen, wollten wohl stehlen, aber Jochum war dem einen schön an die Waden gefahren und hatte so wütend gebellt, daß die Eindringlinge schleunigst wieder durchs Fenster zurückeilten. Jochum hatte zur Belohnung am nächsten Tag neben Fleisch ein großes Stück Wurst bekommen und war dem Herrn Batteriechef vorgestellt worden.

Und Hein Klas war verwundet worden und mußte ins Lazarett. Da wollte der Hund mit. Oh, das Herz hatte Jochum gepocht, er verstand wohl, daß man schalt, der Kötter könne doch nicht dem Dienstbetrieb hinderlich werden, er solle bei der Batterie bleiben, bei der er es gut habe. Aber sein Klas und Jochum hatten gemeinschaftlich gebettelt, jeder auf seine Art, man solle sie doch zusammenlassen. Na, und schließlich war es gegangen. In den Lazaretten mußte sich Jochum zwar oft in den Winkeln und Ecken herumdrücken, aber er blieb doch bei seinem Herrn.

Hein Klas wurde gesund, aber dienstunfähig. Nach einem Vierteljahr fuhr er, den Arm in der Binde, den Rentenschein in der Tasche, auf der Bahn seinem Heimatsdorf zu. Und Jochum saß neben ihm im Abteil dritter Klasse und schaute interessiert hinaus in die Ebene, in der eigenartige, hochgiebelige Bauernhäuser unter mächtigen Eichen standen. Gewiß, es gab Schaffner, die oft bedenklich den Kopf schüttelten über den vierbeinigen zottigen Fahrgast, aber sein Klas verteidigte seinen Jochum tapfer und hatte Rückhalt bei den andern Feldgrauen, die die Züge füllten. Nach mancherlei Abenteuer kamen sie beide glücklich an.

Jetzt saßen sie in der verräucherten Stube zwischen guten Menschen, die sich freuten, daß sein wieder zu Hause war. Am Ofen saß sein, neben sich seinen treuen Jochum. Er erzählte seine Kriegserlebnisse und zum so und sovieltenmal die Geschichte von Jochum. Es saß auch ein junger Predigtamts-Kandidat in der Stube, ein stiller, feiner Mensch, und der erzählte, als sein aufgehört hatte, daß auch beim Wodan, den sie da unten noch gut kennen, die treuen Hunde eine große Rolle gespielt hätten. Auch von den Windspielen des Philosophen von Sanssouci erzählte er, und von Tyras, dem Reichshund, und auch von Mohrchen.

Und Jochum freute sich in seiner unverständigen Hundeseele, daß er ein deutscher Hund geworden war und stieß läppisch zärtlich mit der feuchten Schnauzenspitze an Heins Hand. Gleich darauf aber mußte er kräftig niesen — nom de Dieu, rauchen die nieder-sächsischen Bauern starke Pfeifen!

Alte Volksrechte.

Als in der Zeit der Völkerwanderung das deutsche Recht nach dem Grundsatz: „Ein Mann ein Wort“, verlorengegangen war, suchte man sich auf mannigfache Weise sein Recht zu sichern. Es kamen die „Einlager“, die „Schandgemälde“ und das „Schelmschelten“ auf. Bei den „Einlagern“ mußten sich die Schuldner urkundlich verpflichten, im Fall sie die Schuld nicht zur festgesetzten Zeit einlösen, sich entweder allein oder mit Pferd und Wagen und Gefolge an einen gewissen Ort zu begeben und hier bis zur Erfüllung zu bleiben. Hier mußten sie auf ihre Kosten leben und alle, die sie besuchten, bewirteten. Da sich an diesem „Schuldenauffressen“ selbstverständlich eine Menge guter Freunde der Gläubiger beteiligten, kamen dem Schuldner die „Einlager“ teuer zu stehen und sie zahlten lieber zur rechten Zeit. Wie ernst es mit den „Einlagern“ genommen wurde, beweist die Tatsache, daß sich selbst Fürsten dazu verpflichten mußten. So verpflichtete sich Kaiser Karl IV. Speperschen und Kaiser Sigismund Hanseatischen Bürgern. Auch Landgraf Friedrich von Thüringen und Graf Johann von Holland mußten „Einlager“ verbrieften. Bei den „Schandgemälden“ wurden die Vertragsbrüchigen auf einem Bilde mit zerschnittenem Mantel, Schweinen, Eseln, Hunden, Galgen usw. dargestellt. Die Gemälde wurden dann an Kirchthüren und öffentlichen Plätzen aufgehängt. Diese Strafe wurde besonders gegen Ubelige angewendet. Das „Schelmschelten“ war ebenfalls ein öffentliches Verfahren, das die Betroffenen für ehrlos erklärte.

Merkwürdigkeiten der Speisekarte.

Vor noch nicht gar so vielen Jahren würden sich viele Europäer schauernd abgewandt haben, wenn man ihnen augemutet hätte, Krabben, Schnecken und Froschheulen zu essen, obwohl diese Tiere und Tierenteile schon damals in feinen Gasthäusern als Leckerbissen geschätzt wurden. Den sprechendsten Beweis dafür, daß das Essen bestimmter Gerichte nur eine Modefrage ist, liefert die Kartoffel, die, wie allgemein bekannt ist, in der ersten Zeit ihrer Einfuhr in Europa als ungenießbar verworfen wurde, um dann das meist verbreitete Nahrungsmittel der Welt zu werden. Eine Reise um die Welt bringt die seltsamsten Speisenveränderungen mit sich. Im Osten spielen Insekten bei der Volksernährung eine nicht unwesentliche Rolle; schon in der Bibel wird erzählt, daß der Prediger in der Wüste von Heuschrecken und Honig gelebt habe. Auch heute werden in Ägypten und in Algerien noch Heuschrecken gegessen, und zwar nicht nur von den Eingeborenen, sondern auch von den dort lebenden Franzosen. Bei der am meisten beliebten Zubereitungsweise werden die Heuschrecken mit Rum übergossen, dann in Mehl gewälzt und zum Schluß in frischem Olivenöl braun gebacken. Das so entstandene „Gebäck“ gilt in Französisch-Afrika als eine besondere Delikatesse. In China werden die auf den Reisplantagen lebenden grünen Raupen gegessen, in Brasilien und in Columbia die Larven des Palmenbohrers, eines Käufelkäfers. Die Chinesen machen aus den Puppen der Seidenraupe eine Art Schaumgericht. Dieses Gericht kennt man auch in Mexiko, wo man als Würstchen, an Stelle von Paprika, eine besonders kleine Art roter Ameisen beifügt. Bemerkenswerte Forschungen machte vor einiger Zeit der schweizerische Physiolog Grismann in Rußland über das sogenannte Hungerbrot. Bei der Untersuchung ergab sich, daß dieses Brot ein Gemisch war von Baumrinde, Holzmehl, isländischem Moos, Hundsgras und getrocknetem Blut; irgendeine Spur von echtem Mehl war nicht nachzuweisen. Und mit diesem Brot mußten sich in schlechten Zeiten Millionen Menschen ernähren. Das merkwürdigste Brot aber wird am Niassajee gebacken. Man fängt dazu nämlich Mücken und verarbeitet sie zu einem dicken Teig, der gebacken wird. Unter den fremdartigen Suppen ist die Schildkrötensuppe die bekannteste. Es wird aber behauptet, daß Suppe, die aus den Krallen junger Alligatoren gewonnen wird, noch weit schmackhafter sei. Unter den sonderbaren Fischgerichten in China müssen Saifischklossen und Saifischschwänze genannt werden. Bei der Verwertung von Gemüse hat man sich in neuerer Zeit, vor allem auch in Deutschland, weniger bekümmert und früher gering geschätzten Arten zugewandt. So werden gegenwärtig u. a. auch gewisse Distelarten und die Brennessel als Gemüse oder Salat gegessen. Auch aus den Stadieschenblättern, die bisher stets fortgeworfen worden waren, macht man jetzt unter Beifügung von einigen harten Salatblättern ein dem Spinat gleichendes Gemüse. Ein bekanntes „Gemüse“ ist in Japan die sogenannte japanische See gurte, die in Wirklichkeit ein wurmartiges See tier ist. Trotzdem wird sie überall als Gemüse zubereitet. Auch Lilien werden in Japan für die Gemüsebereitung verwendet. Bekannt ist auch in Japan ein Eingemachtes von Lilienblüten und Rosenblättern, während die feine Bäckerei Gebrauch macht von geäuertem Blumen wie Veilchen, Rosen, Hyazinthen usw.

Aus fernen Zonen

Zwergvölker in Neufamern. Eines der interessantesten Völker in Neufamern am Sangaluf sind die Zwergstämme der Bako und Bakoto. Wegen ihres scheuen und verschlossenen Wesens werden die Zwerge von den übrigen Schwarzen gefürchtet, die sie im Besitz von Zauberkräften wahren. Auch sollen die Bako Kenntnis von sonst unbekanntem Giften haben, die sie ihren Feinden in den Palmwein mischen. Die Folgen dieser Gifte sind Wahnsinn und ein langsamer, qualvoller Tod. Der Aberglaube ist bei den Zwergvölkern groß. Sie kennen nur böse überirdische Mächte, zu deren Veröhnung sie nichts tun, da sie sich machtlos dagegen fühlen. Die Frauen genießen Gleichberechtigung mit den Männern. Sie werden nicht als Arbeitstiere angesehen, wie dies sonst bei den Negern üblich ist. Neuere Forschungen haben gezeigt, daß diese Zwergvölker im Aussterben sind und die Zeit dürfte nicht fern sein, wo ihr Dasein der Geschichte angehört.

Frühere Zeiten.

Alte Uhren. Wenn man das Heim von Leuten betritt, die von ihren Vorfahren Einrichtungstücke ererbt haben und nun in altem Hausrat sich heimisch und wohl fühlen, fällt uns vor allem die Uhr auf. Sie kennzeichnet gewissermaßen den Charakter einer Wohnung und läßt Schlüsse auf den Geschmack, die Lebenshaltung usw. zu. In manchen Häusern bildet die alte Uhr das Brunnstüd. Solcher alten

Uhren gibt es viel und ihr Wert ist mitunter außerordentlich groß. Vor mehreren Jahren ist eine kostbare Sammlung alter Uhren von Deutschland nach Amerika verkauft worden. Es befanden sich darunter Meisterwerke der Uhrmacherkunst aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Hierbei waren kostbare Seltenheiten in Goldemail sowie in Bergkristall vertreten. Wieder andere Uhren hatten Bildnisse von erster Künstlerhand aufzuweisen. Die mannigfaltigsten Formen und Arten sind in dieser Sammlung vertreten, Werte, die ein zweites Mal nicht mehr vorhanden sind. Eine sehr kunstvoll gebaute Wanduhr befindet sich in englischem Besitz. Sie stammt aus dem 15. Jahrhundert und ist nicht größer als 12 Zoll. Die Gewichte sind mit Kupfergold überzogen. Das kleine Kunstwerk wurde von Heinrich VIII. einer Dame der Hofgesellschaft verehrt. Im dänischen Königsschloß befindet sich eine Uhr, die auf ihrem Zifferblatt außer der Zeit jeden Tag des Monats angibt, ebenso das Alter des Mondes in Tagen. Von dieser Uhr erzählt die Sage, daß sie zu gehen aufhört, sobald ein Mitglied des dänischen Königshauses stirbt. Das gleiche berichtete man von der Uhr im Sterbezimmer Friedrichs des Großen, die am 17. August 1786, genau zur Todesstunde des Monarchen, um 2 Uhr 20 Minuten stehen geblieben ist. Diese Uhr, die nach dem Ableben Friedrichs des Großen nicht mehr aufgezogen wurde, wird heute noch den Besuchern von Sanssouci im Sterbezimmer des großen Königs gezeigt. Ähnliches wird auch von den Uhren in anderen Königsschlössern berichtet. Wie weit hier Wahrheit und Dichtung miteinander verquillt werden, dürfte kaum festzustellen sein.

Anno dazumal

Der Oberst will nicht! Als Kaiser Wilhelm II. noch Oberst war, hörte er, daß mehrere Offiziere seines Regiments Mitglieder eines Klubs waren, in dem sehr hoch gespielt wurde. Er legte ihnen nahe, aus dieser Gesellschaft auszutreten. Die zurückbleibenden Klubmitglieder waren über diese Maßregel sehr bestürzt und bewogen den Prinzen A. beim Kaiser dahin zu wirken, daß jener Befehl zurückgenommen würde. Gutherzig, wie er war, versprach der alte Kaiser Wilhelm, die Vermittlung übernehmen zu wollen. Er sprach darüber mit seinem Enkel. Doch dieser antwortete: „Majestät gestatten mir nur die eine Frage: „Bin ich noch Oberst jenes Regiments?“ — „Nun natürlich!“ war die Antwort. — „Dann wolle Majestät auch gestatten, daß ich meinen Befehl ausreicht erhalte!“ — Diese ernste Beharrlichkeit gefiel dem Kaiser, er reichte dem Prinzen die Hand und sagte: „So einen guten Oberst finde ich nicht gleich wieder!“ Und das Verbot blieb bestehen; als Prinz A. sich Bescheid holen wollte, erwiderte der Kaiser: „Tut mir leid; ich habe alles versucht, aber — der Oberst will nicht!“

Kulturgeschichte.

Kostbare Fingerhüte. Die Damen der höheren Klassen Chinas benutzen die denkbar wertvollsten Fingerhüte; einige davon sind aus großen, echten Perlen geschnitten und mit Streifen feinsten Goldes verziert, auf denen allerlei sinnreiche und phantastische Sinnprüche eingraviert sind. Solch prächtiger Fingerhut ruht in einem zierlichen Perlmutterbehälter; dazu hat die Besitzerin ein paar ebenfalls sehr kostbare Scheren aus feinstem Stahl, gleichfalls in einer Perlmutter-scheide ruhend, und eine hierzu passende Nadelbüchse. Die Königin von Siam besitzt einen Fingerhut, den sie von ihrem Gemahl zum Geschenk erhalten hat. Er ist in Form eines Lotusblattes gearbeitet und mit Diamanten besetzt, die so arrangiert sind, daß sie ihren Namen und den Jahrestag ihrer Hochzeit angeben.

Humoristisches.

Zu wenig. Sonntagsjäger: Da haben Sie 50 Mark Schmerzensgeld und 50 Mark Schweigegeld! — **Treiber:** Für mei' Alte möcht' ich auch um a' Schweig'geld bitten, Herr Baron — aber das sag' I' Ihnen gleich — für 50 Mark halt' die ihr Maul net!

Im Restaurant. Kellner (mit Speisen kommend): Kalb? — **Erster Gast:** Hier. — **Kellner:** Schweinskopf? — **Zweiter Gast:** Der gehört mir. — **Kellner:** Und noch Rind. — **Dritter Gast:** Rind? Ich!

Auch ein Grund. Toto, der schon in die Schule geht, befragt seinen Vater über eine Sache, die ihm merkwürdig vorkommt: Sag' mir doch, Papa, warum sagt man immer die Muttersprache und nicht die Vatersprache? — **Wahr-scheinlich** deshalb, antwortete der Vater, weil die Frauen viel mehr sprechen, als die Männer!

Billiges Verlangen. Sie: Es ist am besten, Herr Müller, ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück. — **Er:** Aber — **Kata!** Wollen Sie denn nicht wenigstens warten, bis ich Erlaß gefunden habe?